

Sehr geehrter Herr Präsident, hohe Synode,

Es ist gar nicht so einfach, sich ein Bild von der Kirche zu machen.

Beim Fotografieren ist es so, dass ich mich auf den Boden legen muss, um eine Kirche ins Bild zu kriegen. Und wenn ich dann meine Kamera nach oben richte, dann sehe ich die Kirche in ihrer ganzen Schönheit. Und es entsteht ein ganz neues Bild von der Kirche – und über der Kirche öffnet sich der Himmel.

Das möchte ich gemeinsam mit Ihnen in den kommenden Jahren tun:  
die Kirche in ihrer bunten Vielfalt gestalten,  
ein neues Bild von Kirche entwickeln  
und den Himmel über der evangelischen Landeskirche in Baden entdecken.

Unsere Kirche ist gerade auf einem aufregenden und herausfordernden Weg.  
Die einen nennen es Krise, die anderen nennen es Chance.  
Ekiba2032 und kirche.zukunft.gestalten.

Es gibt Abschiede von Vertrautem und es gibt Aufbrüche zu Neuem, von dem wir nie geahnt hatten, dass wir es mal tun würden. Und es gibt einen neuen Blick auf das, was lange bewährt ist, trägt und Heimat bietet.

Die Zukunft ist völlig offen.

Wir wissen nicht, wo wir als Kirche in 30 Jahren stehen.  
Und auch nicht, wie die Welt in 30 Jahren aussieht.

Aber: es wird eine Zukunft geben, soviel ist sicher.

Wir sind in Gottes Hand und die Zukunft liegt in Gottes Händen.

Ich glaube fest daran, dass Gott uns auch in Zukunft noch überraschen wird.  
So wie er es schon immer getan hat. Mir gibt dieser Glaube Kraft.

Wir brauchen den offenen Blick in alle Richtungen – denn wir wissen ja heute nicht, von wo die Überraschungen des Geistes auf uns zukommen.

Ich will mit Ihnen zuversichtlich und glaubensheiter durch die die kommenden Jahre gehen.

Und ich möchte mit Ihnen zusammen als Landesbischöfin eine Kultur der Hoffungsstureheit entwickeln in unserer Kirche.

Und was das für mich heißt, möchte ich mit Ihnen jetzt teilen.  
Deswegen danke ich Ihnen, dass ich mich heute hier vorstellen darf.

Ich wurde in Basel geboren.

Wir haben an unterschiedlichen Orten im Markgräflerland und im Südschwarzwald gelebt.  
Die meiste Zeit bin ich in Böllen aufgewachsen, einem Dorf mit knapp 100 Einwohnern. Nur zwei Familien waren evangelisch, eine davon waren wir.

Am Palmsonntag zogen sie mit bunten Palmen um die Bauernhöfe.

Wenn jemand gestorben war, dann trafen sie sich zum Rosenkranz Beten.

Und für meine Spielkameraden war es ganz normal, am Sonntag in die Kirche zu gehen und am Abend davor zur Beichte.

Ich glaube, dass es heute ganz vielen Menschen so geht wie mir damals:

sie erleben, dass uns die Kirche vertraut ist und dass wir in den kirchlichen Formen und Ritualen zu Hause sind, aber ihnen bleibt vieles, was wir machen fremd.

Im evangelischen Konfiunterricht waren wir nur zu sechst, im Religionsunterricht nicht viel mehr. Aber es war trotzdem lebendig.

Im Konfiunterricht 1989 hab ich entdeckt, dass der christliche Glauben mit allen wichtigen Fragen unseres gesellschaftlichen Lebens etwas zu tun hat.

Wir haben über Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung diskutiert – und was das mit unserer christlichen Hoffnung zu tun hat.

10 Jahre später wurde auf das Dach der Bergkirche in Schönau, meiner Heimatgemeinde, eine Photovoltaikanlage gebaut. Gegen den Willen des Landratsamtes und trotz des Denkmalschutzes.

Wir haben sie damals „Schöpfungsfenster“ genannt.

Kirche kann auch Trendsetter sein.

Heute gibt es auf vielen badischen Kirchendächern, Reihenhäusern und Scheunen solche Schöpfungsfenster. Sie wurden über Spenden und bürgerschaftliches Engagement finanziert.

Ich wünsche mir auch in Zukunft einen visionären und konstruktiven Umgang mit unseren Gebäuden. Dass wir die Potentiale sehen, die in ihnen stecken.

Dass wir auch in Zukunft beherzt und kreativ so mit ihnen umgehen wie es der Impuls „Kirchenland in Kirchenhand“ aus der Mitte der Synode verspricht.

Ich wünsche mir, dass wir als Kirche Raum schaffen dafür, Dinge einfach mal ausprobieren zu können.

Keine neue Idee entsteht ohne die Bereitschaft, einen Fehler zu machen.

In der Vollversammlung der Evangelischen Gemeindejugend in Baden habe ich das kleine Einmaleins der Gremienarbeit und die Mühen der Ebene gelernt.

Ich konnte hineinwachsen in Gremienstrukturen – und das, was ich in meiner Gemeinde und im Kirchenbezirk erlebte in den weiteren landeskirchlichen Horizont stellen.

Die synodale Struktur unserer Kirche und ihr Aufbau von unten, von den Gemeinden her, ist für mich ein wesentlicher Aspekt von evangelischem Christsein in Baden.

Alles beginnt an dem Ort, an dem Menschen zu Hause sind – und wo ihr Glaube eine Heimat hat.

Für viele ist das die Ortsgemeinde, für andere sind es prägende Erfahrungen an wichtigen Punkten in ihrem Leben.

Immer ist der Glaube verankert auf dem Boden der Tatsachen des Lebens.

Unsere Kirche lebt davon, dass Menschen Lust haben, Verantwortung zu übernehmen.

Ich möchte als Landesbischöfin dazu beitragen, dass die Lust an der Verantwortung sich entfalten kann.

Dadurch, dass Ehrenamtliche erleben, dass ihre Gaben und ihre Expertise nicht nur gehört und ernstgenommen, sondern fruchtbar gemacht werden.

Und dadurch, dass Hauptamtliche geistlich und strukturell dafür gestärkt werden, auch in komplexen Prozessen Gestaltungsfreiräume zu haben.

Die gemeinsame Gestaltung eines guten Weges der Kirche in die Zukunft wird auch mühsam sein und Konflikte und Enttäuschungen mit sich bringen.

Als Landesbischöfin möchte ich Sorge dafür tragen, dass das Miteinander der Leitungsorgane in unserer Kirche gelingt – dadurch,

dass Konflikte nicht unter den Teppich gekehrt werden,

dass wir einander hören,

kontroverse Diskussionen fair führen

und dem aufrichtigen Ringen um gute Lösungen nicht ausweichen.

Die Einbettung der Gemeinden in die Kirchenbezirke, der Kirchenbezirke in die Landeskirche und der Landeskirche in die EKD erfordert den Blick über den Tellerrand und ermöglicht einen weiten Horizont.

Im Südschwarzwald waren wir Evangelischen immer die Minderheit, aber bei den Kirchentagen waren wir plötzlich ganz viele. Und das war wunderbar.

Der Dreiklang aus Bibelarbeit, gesellschaftlichen Fragen und fröhlichem Feiern hat mein Bild von Kirche geprägt und meine Frömmigkeit auch.

Mein Herz schlägt für eine Kirche, die aus der Kraft des Evangeliums lebt, die kraftvoll feiert und die sich öffentlich hören und sehen lassen kann.

Eine Kirche, in der herzlich gelacht wird  
und in der Krüge für die Tränen der Traurigen bereitstehen.

Mein Herz schlägt für eine Kirche, die nachdenklich ist  
und die sich traut, Vordenkerin zu sein.

Nicht zu jedem gesellschaftlichen Thema wird sich die Landeskirche und die Landesbischöfin äußern.

Aber da, wo die Würde von Menschen in ihrer Verletzlichkeit auf dem Spiel steht, wo Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten werden und wo die großen Zukunftsfragen am Horizont sind, da haben wir etwas einzubringen, was sonst niemand sagen kann.

Beim Fotografieren habe ich gelernt,  
kleine Details zu sehen,  
mich für scheinbare Absurditäten zu begeistern  
und überraschende Ansichten einzunehmen.

Es macht einen Unterschied, wie ich auf das schaue, was mir begegnet.

Wie schauen wir auf unsere Kirche und auf unsere Gemeinden?  
Wo gibt es Orte in unserer Landeskirche, von denen wir lernen können?  
Wo entdecken wir Potentiale?  
Wo lassen wir uns von Gott und von Menschen überraschen?

Für die kommenden Jahre in unserer Kirche wünsche ich mir einen neugierigen, staunenden und dankbaren Blick.

Einen Blick für die Kraft, die in den kleinen Details des gottesdienstlichen Lebens steckt, für scheinbare Absurditäten, die eine experimentierfreudige Kirche zutage bringt und für ungewöhnliche Ansichten, die wir miteinander teilen und die uns inspirieren für die Zukunft.  
Ich wünsche mir den humorvollen Blick, den Jesus in seinen Gleichnissen immer wieder eingenommen hat. Dass das Reich Gottes ausgerechnet dem Senfkorn und überwucherndem Unkraut gleicht, ist ja nur eine von vielen verrückten Ideen.

In Bethel habe ich gelernt, dass christliches Leben nicht an der Kirchentür aufhört. Ich war an der Kirchlichen Hochschule. Wir studierten Theologie. Tagelang haben wir diskutiert.

Dann kam Wolf-Dieter rein wie aus dem Nichts und hat sich einfach dazugesetzt. Seine Psyche war durch das Leben kräftig ramponiert. Manchmal hat er genervt, aber dann war es auch wieder gut, dass er da war. Durch ihn hab ich gelernt, dass Theologie und christlicher Glaube konkret werden müssen, wenn sie den Spuren Jesu folgen wollen.

Das Leben ist verwundbar – und darin liegt eine Kraft.

Verletzlich und verwundbar zu sein heißt: offen zu sein für das, was mir von Menschen und von Gott her begegnet.

So werden Vertrauen und Lernen, Liebe und Wandel möglich – und das offene Herz im Gebet.

Ich wünsche mir, dass wir den Mut zur Verletzlichkeit in der Kirche wagen.

Dann werden auch die Verletzten und Verwundeten erfahren, dass sie gesehen sind – und dass wir es ernst meinen mit der Hoffnung auf Christus, durch dessen Wunden wir geheilt sind.

In Bethel habe ich gelernt, dass Inklusion eine Grundhaltung und Diakonie eine wesentliche Lebensäußerung der Kirche ist.

Jahre später habe ich als Pfarrerin in Mannheim erlebt, dass in der Vesperkirche nicht nur die Armen gespeist werden, sondern dass offene Ohren und Gespräche, gemeinsames Singen und Beten und die öffentliche Stimme für die, die sonst niemand hört, zusammengehören – und eine Stadtgesellschaft verändern können.

In Leipzig habe ich als Studentin ehrenamtlich an der Thomaskirche mitgearbeitet. In einer Stadt, in der damals, Mitte der 90er, gerade mal 13% irgendwie konfessionell gebunden waren. Trotzdem war Kirche dort ein Ort, an dem gesellschaftliche Umbruchsprozesse anfangen konnten.

Kirche – ein Schutzraum für die Mutigen. Sie haben sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen – auch wenn die Zeichen der Zeit gegen die Kirche zu stehen schienen.

Neun Sommer war ich in der Leitung von Freizeiten für den Thomanerchor dabei. Zwischen Wanderungen und Fußball haben wir über den Glauben und das Leben diskutiert.

40 Jungs, die gerade noch allerlei Flausen im Kopf hatten, singen wie die Engel den Mittagschoral: *Du heilige Brunst, süßser Trost, / Nun hilf uns, fröhlich und getrost / In deinem Dienst beständig bleiben, ...*

Nicht nur in den Motetten der Thomaner hat die Kirchenmusik meinen Glauben gestärkt.

Die Musik trägt Gottes Wort auf eine Weise in die Seelen der Menschen, die weit über das hinausgeht, was wir mit Worten erreichen können.

Ob Bach-Choral oder Lobpreis, neues geistliches Liedgut oder Jazz – das breite Spektrum der Kirchenmusik wird unserer Kirche auch in Zukunft einen vielstimmigen Klang geben.

Seit meiner Zeit in Leipzig sehe ich gelassen und zuversichtlich auf Kirche im Wandel der Zeiten.

Kirche hat etwas zu sagen – auch dann, wenn nichts mehr selbstverständlich ist.

Ihre Kraft zeigt sich daran, dass der Glaube spürbar wird und die Botschaft zu hören ist. Wenn wir die Hoffnung, von der wir reden, auch ausstrahlen.

Der Glaube ist getragen von der Kraft Christi, die in den Schwachen mächtig ist.

Und der Glaube an das Reich Gottes ist konkret:

Traurige werden getröstet,

Kranke werden vielleicht nicht gesund, aber heil

und die Zaghafte werden mutig.

Diese Aussicht macht mich hoffnungstreu – auch für den Weg unserer Kirche in die Zukunft.

So kann die Kraft der Kirche auch bei schwachen Zahlen mächtig sein.

Und wir werden verlässlich präsent sein von Wertheim bis an den Bodensee, von Mannheim bis in den Hochschwarzwald.

Nach einem Jahr in Basel ging ich für den Abschluss meines Studiums nach Heidelberg. Wir haben theologisch diskutiert am Küchentisch in der WG und mit Theologinnen und Theologen aus den USA, aus Südafrika und aus China im Seminar.

Ich habe erlebt: Im interdisziplinären Gespräch mit Juristen, Medizinerinnen und Wirtschaftswissenschaftlern ist die Theologie gefragt.

Für die großen Fragen unserer Zeit braucht es das Gespräch mit unterschiedlichen Perspektiven.

Als Landesbischöfin möchte ich die christliche Perspektive selbstbewusst ins Gespräch bringen. Mit Kulturschaffenden, Unternehmern und Medienmachern, mit Juristinnen und Politikern – mit Menschen aus der Zivilgesellschaft, die mit uns zusammen die Zukunft gestalten.

Gute Theologie ist das Lebenselixier der Kirche.

Dafür muss sie biblisch orientiert sein, realistisch und sprachfähig.

Mir ist wichtig, dass das, was ich theologisch denke und entwickle Resonanz hat – im Glauben, in der Erfahrung und im Raum der Kirche.

In der Kammer für Theologie der EKD konnte ich in den letzten Jahren Theologie für die Kirche mitentwickeln.

In meiner Doktorarbeit habe ich mich mit der Demokratisierung im Westen Deutschlands nach 1945 beschäftigt.

Es ging um die Bedeutung von Religion und evangelischer Kirche in gesellschaftlichen Transformationsprozessen.

Nach dem Krieg wurde den evangelischen Kirchen viel zugetraut für den Übergang vom Totalitarismus hin zu einer pluralistischen Demokratie. Weil die Kirche von einer Botschaft mit „revolutionärem Klang“ lebt – wie es in Dokumenten der amerikanischen Militärregierung zu lesen ist.

Expertin für gesellschaftlichen Wandel konnte die Kirche damals sein, weil der Wandel hin zum Reich Gottes für sie die Grundbewegung ist – und keine Krise.

Ich möchte als Landesbischöfin für eine Kirche stehen, die Menschen im gesellschaftlichen Wandel ermutigt und konstruktive Impulse setzt.

Und die den eigenen Wandel zuversichtlich angeht – wir sind Zukunftskünstlerinnen und Zukunftskünstler.

Die Zeiten in den USA haben meinen Blick dafür geschärft, wie es ist, als Fremde einen Gottesdienst zu besuchen.

Ich war seit 2003 mehrfach für längere Forschungsaufenthalte erst in Washington, später immer wieder in Chicago. Dort habe ich unterschiedlichste Gemeinden erlebt. Jedes Mal wurde ich an der Kirchentür herzlich begrüßt und jemand hat gesagt: „Hier ist das Gesangbuch, da geht es in den Kirchenraum, dort sind die Toiletten – und hier geht’s nachher zum Kirchcafé.“

Solche Offenheit und Gastfreundlichkeit wünsche ich mir auch für unsere Kirche – dass wir damit rechnen, dass nicht alles selbstverständlich ist.

Auch nicht für die, die kommen. Und nicht nur an der Kirchentür.

Als Pfarrerin im Kleinen Odenwald habe ich schätzen gelernt, wie vielfältig präsent Kirche auf dem Land ist. In 900 Jahre alten Mauern ist aus einem Tabakspeicher ein moderner Raum und das Geistliche Zentrum Klosterkirche Lobenfeld geworden.

Sonntags feiert die Dorfgemeinde Gottesdienst – und an den anderen Tagen meditieren Führungskräfte, entdecken Kinder Klosterleben, und hören Neugierige Vorträge.

Die Strahlkraft dieses besonderen kirchlichen Ortes hat ihren Grund in der Kirche im Dorf.

In Schönbrunn, einer Gemeinde mit fünf Dörfern und fünf Kirchtürmen, sind wir am Ewigkeitssonntag auf Wanderung gegangen. Den ganzen Tag von Friedhof zu Friedhof.

Als Pfarrerin auf dem Land habe ich erlebt, was für ein Reichtum an geistlichem Leben auch in Gemeinden mit großer Fläche und mehreren Kirchtürmen entstehen kann.

Und dass Kirche dann stark ist, wenn sie Partner im Sozialraum hat.

Wenn sie präsent ist – beim Gottesdienst im Kerwe-Zelt und beim Fassbieranstich am Tag davor. Dann hält die Pfarrerin selbstverständlich eine Rede beim kommunalen Neujahrsempfang und der Musikverein spielt genauso selbstverständlich an Heiligabend in der Kirche.

Solche Partnerschaften im Sozialraum werden wir auch künftig pflegen müssen. Nicht nur auf dem Land.

Als Landesbischöfin möchte ich dafür sorgen, dass wir das Potential von Vernetzungen im Sozialraum und von Kooperationen weiter stärken.

Und ich möchte dazu beitragen, dass wir im Gespräch bleiben mit denen, die mit unternehmerischem Geist auf die Kirche sehen und die viel darüber wissen, dass aus einer kleinen Idee etwas Großes werden kann.

In der Leitung des Theologischen Studienhauses Heidelberg habe ich für mich weiterentwickelt, was es bedeutet, gut und visionär zu leiten.

Dazu gehört, andere zu befähigen und zu ermutigen, Verantwortung zu übernehmen und Erprobungsräume zu öffnen.

Dann übernimmt die ungarische Theologie-Studentin, die es schwer hat mit der deutschen Sprache, die Verantwortung für die Studienreise nach Budapest.

Und der hochbegabte Physikstudent lässt sich am Ende seiner Zeit im Studienhaus taufen. Weil er erlebt hat, dass der Glaube Freiräume zum Wachsen hatte.

Leiten heißt für mich:

eine Vision zu entwickeln, sie wachsen zu lassen und andere zu begeistern für diesen Weg. So ist das Theologische Studienhaus eine Partnerschaft mit dem Disciples Divinity House an der University of Chicago eingegangen.

Und wir haben im Leitungsteam das gemeinsame Profil des Morata-Hauses als Studienseminar aus Predigerseminar und Theologischem Studienhaus weiter vorangebracht.

Leiten bedeutet aber auch, anzuleiten, voranzugehen,

Situationen und Konstellationen zu antizipieren, Konflikte zu erkennen, offensiv anzusprechen, nach einer klugen Lösung zu suchen und Entscheidungen zu treffen.

Rund 100 Pfarrerinnen und Pfarrer habe ich im Morata-Haus beim Kontaktstudium begleitet. Und abends auf dem Flur ergaben sich Gespräche mit den Lehrvikarinnen und Lehrvikaren. Zuhören und die sehr unterschiedlichen Herausforderungen in badischen, siebenbürgischen und tschechischen Pfarrämtern wahrzunehmen gehört für mich zum Leiten dazu.

Das wird mir auch als Landesbischöfin in der Leitung wichtig sein:  
mit den Beteiligten sprechen und ihre Perspektiven ernstnehmen,  
Konflikte offensiv angehen,  
strukturieren und moderieren,  
zu einer gemeinsamen Vision ermutigen und Impulse setzen – mit einem klaren Gespür für die auszubalancierenden Interessen und unterschiedliche Frömmigkeiten.

Dafür bringe ich langjährige Erfahrung mit komplexen Strukturen und Dynamiken in Gremien mit.

Ich habe viel Erfahrung darin, Gruppen so zu moderieren, dass Raum ist für das konstruktive und weiterführende Gespräch und dass am Ende eine gemeinsam getragene Entscheidung entsteht.

In Pforzheim bin ich Pfarrerin an der ersten Notkirche, die nach dem Krieg in Deutschland gebaut wurde. Aus den Trümmern, die es in Pforzheim reichlich gab, wurde neuer Segensraum. Diese Kirche steht dafür, dass aus Wunden und bitteren Abschieden Wunderbares entstehen kann.

Im Zentrum der Auferstehungskirche steht der verwundbare Christus.

Mich trägt in meinem Glauben heute dieser verwundbare Christus.

Und die Gewissheit, dass mir das Wesentliche im Leben von Gott geschenkt wird. Bei den wichtigen Entscheidungen in meinem Leben habe ich gespürt: ich bin nicht allein.

Ich trete nicht vollmundig in neue Räume, sondern lasse meine Füße von Gott auf weiten Raum stellen.

Das macht mich demütig und dankbar, heiter und leichtfüßig.

Ich glaube, dass Gott uns auch in Zukunft noch überraschen wird – an ungewöhnlichen und an traditionellen Orten, durch fremde Menschen und bei den verrücktesten Gelegenheiten. Das macht mich hoffnungsstark und glaubensheiter.

Es kommt darauf an,  
dass wir verlässlich, sichtbar und hörbar da sind und da bleiben.

Und die Kraft ernstnehmen, die auch in den bewährten Formen und Räumen spürbar sein kann.

Es war für mich schön, in eine Gemeinde zu kommen, die die Kraft traditioneller Gottesdienste zu schätzen weiß, die sich aber auch für Videogottesdienste begeistern konnte.

Unsere Kirchenräume habe eine eigene Kraft. Selbst wenn keine Pfarrerin auf der Kanzel predigt, predigen die Mauern und die Stille.

Und der übende Organist lässt die Gegenwart Gottes aufleuchten.

Es kommt darauf an, dass wir Räume für den Heiligen Geist offen halten – in unseren Kirchgebäuden und im kirchenleitenden Handeln und Planen.

Ich wünsche mir für unsere Kirche den offenen Blick in alle Richtungen.

Dann werden wir entdecken, dass das Neue schon längst wächst und dass die Zukunft längst angefangen hat.

Da ist die Silberlilly, die durch den Breisgau und Hochschwarzwald fährt. Mobile Kirche für junge Erwachsene auf Dorfhocks und Marktplätzen – mit gutem Kaffee und einem sympathischen Bild von Kirche auf Augenhöhe.

In der Mannheimer Hafenkirche treffen sich die young urbans und entwerfen Streetart-Kunst.

Da werden Gottesdienste auch in Kneipen gefeiert – in Schutterzell und anderswo.

In Karlsruhe werden junge Kreative im Coworking-Space Kairos13 vernetzt und am Bahnhof gibt es Stille2Go.

Und das wird mir als Landesbischöfin wichtig sein:

Ich möchte mit Ihnen entdecken, wo das Neue wächst und wie das Bewährte kraftvoll strahlt – und dazu beitragen, dass wir voneinander lernen.

Auf dem Marktplatz voll guter Ideen beim Kirchenbildkongress im kommenden Jahr und bei Bezirksvisitationen.

Wir brauchen mehr strategische Kommunikation.

Und ich will mit Ihnen gemeinsam Strategien entwickeln, wie wir als Kirche sichtbar und hörbar bleiben als vertraute Begleiterin in allen Lebenslagen.

Ich möchte für eine Kirche eintreten, die keine Angst davor hat, Fehler zu machen und Raum für Experimente schafft.

Für eine Kirche, in der Engagierte nicht um Erlaubnis fragen, sondern einfach mal machen – und in der wir am Ende schmunzelnd auf das sehen, was gescheitert ist – und daraus lernen.

Dass im Ressourcensteuerungsprozess neben den 20% Einsparungen auch 10% für Innovationen umgeschichtet werden, gibt der Experimentierfreude auch einen finanziellen Rahmen. Ich möchte dazu beitragen, dass wir weiter ernstmachen mit der Freundschaft mit den Christenmenschen in aller Welt – dass wir in ökumenischer Weite von denen lernen, die von uns aus gesehen am Rand stehen.

Und dass wir nicht nur während der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen erleben, dass es der Geist Christi ist, der die Welt bewegt, versöhnt und eint.

Wir müssen die Kirche nicht retten und wir schaffen die Zukunft nicht.  
Aber wir gestalten sie.

Dabei möchte ich dafür sorgen, dass Menschen mit gestärktem Rücken durch die Transformationsprozesse in der Gesellschaft und in der Kirche gehen können.

Und ich möchte für ein klares und vertrauensvolles Miteinander der Leitungsorgane sorgen. Auch darin wird spürbar: Die Kirche ist nicht nur Institution und Organisation – sie ist lebendiger Leib Christi.

Und wenn wir dann unsere Hoffnung groß gemacht haben und einander zugehört,  
wenn wir unsere Erfolge gefeiert und geteilt haben,  
wenn wir uns haben überraschen lassen von dem, was hier und da gewachsen ist und das dann auch so kommuniziert haben, dass wir zu einem starken Partner werden von den Menschen, die mit so viel Wandel im 21. Jahrhundert umgehen müssen, ein Ansprechpartner, eine Mitsprechpartnerin,  
und wenn wir dann auch noch Worte finden, die Menschen verstehen – nicht nur innerhalb der Kirche, sondern auch außerhalb –  
dann entsteht so ein ganz besonderer Moment.

Dieser Moment, das ist in der Fotografie für mich die Blaue Stunde.

Der Moment direkt nach dem Sonnenuntergang,  
in dem ich alles gleichzeitig sehen kann:

das Dunkle und das Helle;  
das, was kommt und das, was geht.

Und die vielen Lichter, die angehen.

Genau diesen Moment liebe ich.

Mit unserer Kirche sind wir auch gerade in so einer Blauen Stunde.

Ich möchte gerne mit Ihnen zusammen in diese besondere Zeit gehen.

Hoffnungsstark und glaubensheiter.

Vielen Dank!